

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 115.

Posen, den 20. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Becher.

21. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das war also mehr eine Jagd als eine Corrida,“ erklärte Ruiz. „Uebrigens gab es für die Menschen damals andere, ihrer Zeit entsprechendere Feste, die sie nicht daran denken ließen, den Stierkampf weiter auszubilden.“

Aber der Tag kam,“ sagte der Doktor mit feinem Lächeln, „an dem die Inquisition anfang, matt zu werden. Alles verbraucht sich eben auf dieser Erde! Schließlich starb sie an Altersschwäche, noch bevor revolutionäre Geseze sie unterdrückten. Die Welt hat sich verändert, und die Feste der Inquisition machten denselben Eindruck wie eine Corrida unter dem grauen Himmel Norwegens, in Eis und Schnee. Der richtige Rahmen fehlte. Zur selben Zeit verkrochen wir Spanier — überdrüssig, auf dem ganzen Erdball Abenteuer zu suchen — uns in unser Haus. Es gab keine Kriege mehr in Flandern und Italien; auch die Eroberung der neuen Welt war durch den ständigen Nachschub von Glücksrittern beendet. Da erst begann die Kunst der Stierkämpfe, wurden permanente Plazas erbaut, Cuadrillas zusammengestellt, Regeln festgesetzt und die verschiedenen Gänge für Banderillos und Matadore ausgebildet, so wie wir sie heute kennen. Der Menge gefiel diese Art Cuadrillas, deren Kunst mit dem Erscheinen der Berufs-toreros demokratisch geworden war; denn an Stelle der Kavaliere traten Plebejer, die sich dafür bezahlen ließen, ihr Leben aufs Spiel zu setzen.“

Das Volk strömte zu den Plazas, alleinige Gebieter, Herr seiner Aktionen, um, wenn es ihm gefiel, von den Tribünen aus dieselbe Autorität zu schmähen, die ihm auf der Straße Angst einjagte.

Damals, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, entwickelte sich der Stierkampf zur vollen Blüte. Die Wildheit der Massen hatte ein Sicherheitsventil nötig, und das Volk, das seine natürlichen Expansionskanäle verschlossen sah, fand in dem neuen Nationalspiel einen glorreichen Weg für alle von Mut und Berwegenheit besessenen Ehrgeizigen.

„Ein Fortschritt!“ wiederholte der Doktor. „Mir scheint, das ist klar. Deshalb schäme ich mich auch nicht zu sagen, daß mir die Corridas gefallen . . . Der Mensch braucht übrigens den pikanten Reiz des Schlechten, um die Monotonie seiner Existenz zu beleben. Auch der Alkohol ist von Uebel. Wir wissen, daß er uns schadet, dennoch trinkt ihn beinahe jeder. Und etwas Wildheit dann und wann gibt neue Energie. Gefällt es nicht allen, bisweilen den Blick nach rückwärts zu wenden und ein wenig das Leben unserer Vorfahren zu führen? Die Brutalität erweckt nämlich in unserem Innern geheimnisvolle Kräfte wieder, die man nicht herben lassen soll.“

„Aber geht es bei den Corridas nicht sehr roh zu?“ warf der Nacional ein.

„Ganz gewiß,“ nickte der Doktor Ruiz. „Aber sie sind nicht das einzige rohe Schauspiel in der Welt. Die Rückkehr zu starken, wilden Lustbarkeiten ist eine menschliche Krankheit, an der alle Völker in gleicher Weise leiden. Deswegen bin ich entrüstet, wenn die Ausländer ihre Augen stets auf Spanien richten, als gäbe es etwas derartiges nur bei uns. Pferdetennen! . . . Und wohin hat der moderne Sport geführt? Sehen Sie sich die eingeschlagenen Nasen, abgehauenen Ohren, zertrümmerten Schädel und gebrochenen Beine der Champions an! Und das Duell? Meist ist doch der Wunsch, von sich reden zu machen, der einzige Grund.“

Und weiter! Im Namen der Zivilisation verdammt man die barbarischen blutigen Stiergefechte, und im Namen derselben Zivilisation hegt und pflegt man die schädlichsten Tiere der Welt. Warum? . . . Die Wissenschaft kennt sie zur Genüge und hat alles Wissenswerte verzeichnet. Wenn ihre Vernichtung auch gewissen Seelen zuwider sein sollte, weshalb erhebt sich keine Stimme gegen die heimlichen Tragödien, die sich jeden Tag in den Zoologischen Gärten abspielen? Beobachten Sie, wie sich die Haare der vom Blick der Boa hypnotisierten Kaninchen sträuben, bis es im eisigen Druck ihrer Ringe erstickt . . . Hunderte von Tieren sterben täglich für die Ernährung wilder, vollkommen nutzloser Bestien, die man mit aller erdenklichen Sorgfalt in Städten pflegte, die sich dünken, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren. Und in diesen selben Städten schmäht man die Spanier Barbaren, weil tapfere, behende Männer einem mutigen, gefährlichen Tier entgegengetreten, um es nach Regeln undisputierbarer Weisheit im strahlenden Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, vor einer bunten, bewegten Menge zu töten, wobei die durch die Gefahr erzeugte Erregung durch den Zauber malerischer Schönheit noch gehoben wird . . . Vive Dios! . . .

Man beleidigt uns, weil wir heute wenig bedeuten!“ rief Ruiz erbittert über die universelle Ungerechtigkeit. „Die Welt ist wie ein Affe, der die Gesten seines Herrn nachmacht. Heute befiehlt England, und die Menschen beider Erdhälften sehen dem albernem Schauspiel zu, wie ein paar Pferde über eine Bahn laufen. Leider kamen die Stiergefechte erst auf, als unsere Macht schon bröckelte. Hätten sie aber zu Zeiten Phillips II. dieselbe Bedeutung gehabt wie heute, so gäbe es Plazas in vielen Ländern Europas . . . Sprecht mir nicht von den Ausländern! Ich bewundere sie, weil wir ihnen auf geistigem Gebiete vieles verdanken. Aber was Stiere anbelangt, reden sie nichts als baren Unsinn.“

Und der Doktor verwünschte mit fanatischer Blindheit alle Völker des Planeten, die spanischen Stierkampf verabscheuen, ihre eigenen rohen Belustigungen aber nicht einmal durch den Vorwand der Schönheit rechtfertigen können.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Sevilla reiste er ab.

„So mein Lieber,“ verabschiedete er sich von dem Kranken, „du brauchst mich nicht mehr, dafür wartet in Madrid viel Arbeit auf mich. Keine Dummheiten!“

Dann bist du in zwei Monaten ebenso gesund und stark wie vorher. Vielleicht spürst du gelegentlich noch etwas im Bein, aber bei deiner eisernen Natur wird auch das allmählich verschwinden."

Gallardos Heilprozeß nahm den von Ruiz angekündigten Verlauf. Als ein Monat verstrichen war, wurde das Bein aus seiner erzwungenen Ruhe befreit, und der Espada konnte zu einem Sessel im Patio hinken, wo er fortan seine Freunde empfing.

Während seiner ganzen Krankheit, sogar wenn ihn das Fieber schüttelte und schweres Abdrücken seine Phantasie irre führte, hatte er einen einzigen Gedanken, immer denselben, festgehalten: wußte Donja Sol von seinem Unfall?

Als er, noch bettlägerig, sich zufällig eines Tages mit seinem Bevollmächtigten allein befand, faßte er sich ein Herz, nach ihr zu fragen.

"Natürlich hat sie an dich gedacht," antwortete Don José. "Von Nizza erkundigte sie sich telegraphisch nach deinem Befinden."

Diese Auskunft beruhigte Gallardo. Doch nach einigen Tagen begann er von neuem.

"Schreibst sie denn niemandem hier, um zu wissen, wie es mir geht?"

Einen Augenblick hatte Don José den Einfall, ihr Schweigen mit der Unrast ihres Reiselebens zu erklären. Das traurige Gesicht des Espadas jedoch zwang ihn zu einer frommen Lüge.

"Gestern erhielt ich einen kurzen Brief aus Italien, in dem sie mich um Nachricht über den Verlauf deiner Krankheit bittet."

"Zeigen Sie ihn her!" sagte der Torero voller Freude.

Und als Don José vorgab, ihn zu Hause gelassen zu haben, bat er:

"Bringen Sie ihn doch bitte mit. Ich möchte so gerne ihre Schrift sehen und selbst lesen, was sie über mich schreibt!"

Um weitere Verwicklungen zu vermeiden, erforderte Don José dann und wann einen an den Marquis gerichteten Brief, der immer einen kleinen Passus mit freundlichen Wünschen für Gallardos Genesung enthielt.

Zufrieden hörte der Espada solche Neuigkeiten an. Gleich darauf aber wiegte er zweifelnd den Kopf. Würde er sie wirklich wiedersehen, diese kapriziöse Frau?

"Du mußt jetzt mal den ganzen Weiberkram beiseite lassen," meinte eines Tages sein Bevollmächtigter. "Beinahe bist du wieder der Alte: außerdem bleibt dir noch der Rest des Winters zur Erholung. Also sag: kann ich Kontrakte annehmen oder verzichtest du dieses Jahr auf Kampf?"

Empört, als schlug man ihm etwas Unehrenhaftes vor, hob Gallardo den Kopf. Verzichten? ... Ein Jahr vorübergehen lassen, ohne daß man ihn in der Arena sähe?

"Nehmen Sie an, Don José. Bis zum Frühling bin ich stark genug. Ich trete gegen jeden Stier an, den man mir präsentiert. Verpflichten Sie mich ruhig für die Corrida am Ostersonntag. Das Bein wird mir noch allerlei zu schaffen machen, aber — so Gott will — soll es bis dahin wie von Eisen sein."

Zwei weitere Monate dauerte es, bis der Torero wieder bei Kräften war. Er hinkte allerdings noch leicht, vermischte auch die alte Behendigkeit im Arm; immerhin kamen ihm diese Beschwerden geringfügig vor im Vergleich zu dem Gefühl wiederkehrender Gesundheit. Befand er sich allein in dem mit dem Krankenzimmer vertauschten ehelichen Schlafgemach, so legte er vor dem Spiegel einen Arm kreuzweise über den anderen, als hätte er Degen und Muletta in den Händen. Sas! ... Ein Stich auf den unsterblichen Toro! Bis zum Griff ... Und zufrieden lächelnd, dachte er an die Enttäuschung seiner Feinde, die bei jedem Unfall seinen definitiven Zusammenbruch prophezeiten.

Die Zeit wurde ihm lang. Mit der Ungeduld eines Anfängers sehnte er sich nach dem Beifall der Menge —

als hätte die verhängnisvolle Corrida den alten Ruhm ausgelöscht, als müßte er seine Karriere von neuem beginnen.

Die letzten Wochen vor Ostern beschloß er mit seiner Familie auf der Rinconada zu verbringen, wo Jagd, lange Marsche und Ritte das gebrochene Bein kräftigen sollten. Gleichzeitig konnte er die Arbeiten beaufsichtigen, auch seine Viehherden und Pferde auf den Weiden inspizieren, denn mit der Verwahrung des Gutes haperte es sehr. Sein Schwager Antonio, der eine Zeitlang auf der Rinconada mit der Miene eines Diktators herumgelaufen war, hatte den Gang der Arbeiten vollends in Verwirrung gebracht und obendrein noch den Aerger der Knechte erregt. Das Gut warf nichts ab. Doch Gallardo rechnete auf die Einnahmen aus den Corridas, dieser unererschöpflichen Quelle des Reichtums, um alles in Ordnung zu bringen.

Die Senjora Angustias verlangte, daß, ehe sie nach der Rinconada übersiedelte, ihr Sohn vor der hoffnungsreichen Madonna niederknien sollte, in Erfüllung eines Gelübdes, das sie an dem Abend abgelegt hatte, als man ihn, bleich und starr wie einen Toten, ins Haus trug. Wie oft war sie nicht zu der wunderschönen Himmelskönigin mit den langen Wimpern und braunen Wangen, der „Macarena“, geeilt, um sie unter Tränen anzuflehen, ihren armen Juanillo nicht zu vergessen.

An diesem Gang nahm die Doffentlichkeit regsten Anteil.

Die Gärtner der Calle de las Serpes mußten die Kirche von San Gil in einen duftenden Hain verwandeln. Auf den Altären erhoben sich Blumenpyramiden, und von Pfeiler zu Pfeiler zogen sich Girlanden, von denen mächtige Sträuße auf die Lampen herabhingen.

Es war ein sonniger Morgen, als die Zeremonie stattfand. Trotz des Wochentages eilte die Elite des Stadtviertels herbei: forpulente Frauen mit dunklen Augen und dickem Hals, deren Mieder und Röde gewaltige Kurven aufwiesen, prunkten in schwarzen Kleidern und Mantillas; frisch rasierte Handwerksmeister im Sonntagsstaat hatten zur Feier des Tages die goldene Uhrkette angelegt. Und wie bei einer Hochzeit bildeten die Bettler vor der Tür Spalier.

Ein feierliches Hochamt mit Musik und Sängerkhor — etwas ganz Außergewöhnliches, wie die große Oper in den Osterfeiertagen — sollte zelebriert, dann zum Schluß das Tebeum angestimmt werden, genau so, als wäre der König nach Sevilla gekommen.

Langsam bahnte sich der Zug seinen Weg durch die Menge. Mutter und Gattin in knisternder Seide, sanft lächelnd unter der Spizenmantilla, schritten, von Verwandten und Freundinnen umgeben, voran; hinter ihnen Gallardo mit einem endlosen Gefolge von Toreros in hellen Anzügen und weißen Filzhüten, alle mit funkelnden Brillanten an den klobigen Händen.

Gläubig, wie Gallardo war, erinnerte er sich dennoch nur zuweilen an den lieben Gott und fluchte in schwierigen Momenten aus alter Gewohnheit. Heute aber, wo es sich um die Macarena handelte, erfüllte ihn ganz frohe Stimmung, und mit ernster Andacht betrat er die Kirche.

Der Nacional blieb, Frau und Kinder im Stich lassend, draußen.

"Ich bin Freidenker," glaubte er einer Gruppe von Freunden bekennen zu müssen, „respektiere jeden Glauben, doch das da drinnen ist nicht nach meinem Sinn. Ich will der Macarena nicht zu nahe treten, aber bei der blauen Taube, wenn einer, den ich kenne, nicht rechtzeitig dazwischengesprungen wäre, hätte sich der Toro den Juanyo geholt!"

Durch die offenstehenden Türen drangen das Schluszen der Instrumente und die Stimmen der Sänger, — süße, weiche Melodien —, wehte der Duft von Blumen und brennenden Wachsternen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Liebe im Mai.

Von Franz Dattner (Wien).

Es begann damit, daß die Kastanienbäume blühten, der Himmel von einer unwahrscheinlichen Bläue war und alle Menschen selig lächelten. Da ging der junge Mann über den Markt, bestaunte die leuchtende Pracht der Blumen und Früchte und bemerkte plötzlich inmitten aller Schönheit einen Damenhut von jener eigentümlich zartgrünen Nuance, der schon beim bloßen Anblick, ohne daß man noch seiner Trägerin die nötige Beachtung geschenkt hätte, jenes seltsame heftige Herzklopfen hervorruft, welchem in allen Gedichten Heinrich Heines, die sich nur irgend mit dem Problem „Frühling“ auseinandersetzen, eine hervorragende Rolle zugedacht ist. Und da er nur als lebhaft fühlte, daß „sie“ es war, da das Herzklopfen nicht aufhören wollte und sie eine hübsche kleine Dame von jener aparten Mondheit war, die gemeinhin nur im wunderschönen Monat Mai vorzukommen pflegt, so trat er männlich auf sie zu und zog den Hut mit Verbe und Würde, wie vordem höchstens nur noch ein Grande von Spanien. Sie sah ihn an, ungewiß und mit herausgezogenen Augenbrauen, er aber sprach die ewigen bewundernswürdigen Worte, die sich durch ebensoviele Geist als durch bemerkenswerte Tiefe auszeichneten, nämlich: „Würden Sie, mein Fräulein gestatten, daß ich Ihnen diese Tasche trage?“ Eine Frage, zeugnislegend für den strategischen Blick in der Auffassung der Situation und würdig eines Casanova.

Da lächelte sie auch, wie die Mädchen eben nur im wunderschönen Monat Mai zu lächeln pflegen: sehr lieb und klar und ruhig, denn auch sie erfasste die zwingende Notwendigkeit dieser Frage. Aber sie replizierte mit ebensoviele Fassung als überzeugender Logik: „Finden Sie, daß es gut aussieht, wenn ein Mann mit einer Einkaufstasche über die Straße geht?“

Diesem Diktum mußte er sich beugen, denn darauf mußte er wirklich keine Antwort, und so schwiegen sie also, gingen still nebeneinander her, nicht ohne zu bemerken, daß die Kastanienbäume blühten und dufteten und der Himmel voll ausgelassener Fröhlichkeit war.

Dann sprach der Jüngling aus tiefem Sinnen, und das war das Resultat fünf Minuten angestrengter Gedankentätigkeit: „Sagen Sie, mein Fräulein, wollen Sie aus diesen Orangen Kompott machen, oder ziehen Sie es vor, die Früchte roh zu essen?“

Worauf sie, noch immer hold und süß lächelnd meinte, daß sie die Absicht habe, die Orangen in ungekochtem Zustande zu verzehren. Womit also die Konversation über die ungemein wichtige Frage der Orangenskonsumtion vorzeitig ein schönes Ende fand. Worauf es wieder eine längere Pause gab, während der sie sich sehr ernst und aufmerksam ansahen. Jetzt blieb sie aber stehen und sagte zögernd: „Hier bin ich zu Hause — auf Wiedersehen.“

Es war ein kleines hübsches Haus mit rotem Ziegeldach und einem netten Gärtchen davor. Da wurde er sehr lebhaft und sehr energisch und sehr bittend: „Kann ich Sie nicht wiedersehen? Bitte!“ Und er dachte: wie reizend sie aussieht und wie unglaublich blond sie ist und im Vorgarten blühen die Tulpen. Ach, dieser Mai!

Er bestimmte sie und bat: „Liebes, liebes Fräulein, Sie werden mich doch nicht forschiden, das wäre doch schrecklich, nein. Ich habe doch sozusagen mit Ihnen den Frühling offiziell eröffnet, ich habe also meine Pflicht getan, und jetzt kommen Sie an die Reihe. Und überhaupt, das ist eine stilkliche Forderung: man muß etwas für den Frühling tun!“

Da mußte sie lachen, ein leises, sehr amüsiertes Lachen und meinte: „Also schön, kommen Sie am Abend hier vorbei, so gegen neun Uhr: früher geht es nämlich nicht. Und pfeifen Sie leise, wenn Sie da sind, ich werde am Fenster sein.“

Er küßte beglückt die bargereichte Hand und empfahl sich mit einer wahrhaft schwungvollen Verbeugung, wie sie vielleicht ehedem am Hofe Seiner Majestät Philipps II. üblich war. Dann schritt er stolz von bannen und piff gellend die Arie des Siebel aus „Margarete“ vor sich hin (denn er hat viel Verständnis dafür, welche Arie zum Frühling gehört), so daß die zahlreich vorhandenen Späßen auf einen Augenblick noch voll verstummten und sich nicht genug entrückten konnten über dieses aufgeregte Stück Mensch.

Am Abend, da sich im dunkelblauen Himmel, warm und weich wie aus Samt die gelbe verführerische Sichel des Mondes zeigte, der Duft der Blumen schwül aus allen Gärten drang und die Wünsche wolkig standen, weiß mit Blüten übersät, — harpte er glitzernden Herzens unter dem Kastanienbaum. Schon sah er die dunkle Silhouette der geliebten Gestalt im lichten Biered des Fensters. Er piff schmachtend das Motto von Hofdes Liebestob: winkte sie ihm nicht da? Natürlich!

Entschlossen schwang er sich über den Gartenzaun, sprang im eleganten Satz über das Tulpenbeet, schlich vorsichtig im Dunkel der Wand zu ihrem Fenster.

Ihre Hand tastete nach seinem Gestalt und die zärtliche Stimme flüsterte:

„Aber, — Erich, du kommst noch einmal zurück?“
Es war ein großer Schmerz. Der junge Mann antwortete darauf zudröckst nicht; er kontaktierte nur mit viel Behmut, daß hier offenbar eine peinliche Verwechslung vorlag, denn er konnte sich, soviel Mühe er sich auch gab, nicht entsinnen, jemals in seinem Leben „Erich“ geheissen zu haben. Einesteils. Andersteils hätte er zehn Jahre seines Lebens dafür gegeben, momentan „Erich“ zu heißen: denn das hätte die komplizierte Situation wesentlich vereinfacht. So blieb er nur in einem jämmerlichen Dilemma und schließlich sehr traurig.

Da wurde sie aber dringlicher und meinte vorwurfsvoll: „Ja — warum sprichst du denn nichts, was hast du denn?“ Lieblosend stich ihm dabei die weiche warme Hand über's Haar. Dem aber konnte er doch nicht widerstehen und so nahm er still und andächtig die kleine Frauenhand von seiner erregten Stirne, verbat sich energisch alle störenden zwietschenden Gedanken und küßte sehr langsam und ausdauernd die Fingerspitzen, die seinen Gelenke. Denn schließlich und endlich war es ja doch egal, und die Nacht war dunkel und lind, und irren ist menschlich. Im schlimmsten Falle könnte er dann ja sagen, daß er wirklich „Erich“ heiße. Also nahmen die Dinge ihren Lauf.

Denn es war ja Mai.
Und die Kastanienbäume blühten in ganz empörend schöner Weise.

Und der Klieder.
Und schließlich, nicht wahr: man muß doch etwas für den Frühling tun?

Tanz auf dem Dorfe.

Von Otto R. Gervais.

An einem Wochenend-Samstag zogen wir los, Kasimir und ich. Ohne Ziel, ohne Plan — irgend wohin. Es sollte eine Entdeckungstour werden, und so ließen wir uns von jedem schönen Wege verlocken, vom Winken des Walbrandes, von hellen Wolken in der Ferne, von den einladenden Schilbern an Gasthäusern und Fuhrmannskneipen. Meistens durchwanderten wir Dörfer. Dörfer sind etwas Herrliches für den Großstadtmenschen. Kleine, niedliche Dörfer ohne Bahnverbindung, mit imposanten Wirtshäusern, Schweinen auf der Straße, Mädchen mit üppigen, braunen Gliedern — so gesund und geistig und noch nicht jenes müde Lächeln auf den Zügen, wie die Damen der Städte.

Abends kamen wir nach Klein-Runterstein. Als wir überlegten, ob wir im Heu oder Stroh übernachten sollten, denn es hielten wir für unbedingt notwendig, um unsere Entdeckungstour auch mit den erforderlichen Strapazen auszustatten, bemerkte Kasimir ein Schild. „Heute abend öffentliches Tanzvergnügen in sämtlichen Räumen des Ochsenhofes“ — so stand darauf zu lesen. Ein Fest auf dem Dorfe! Und wir waren uns einig, dorthin zu gehen.

Wir hatten zwar keinen Smoking oder Frack an, aber wir glaubten in unseren Anzügen nach neuestem Schnitt nicht aufzufallen. Wir fielen aber auf: weil wir zu elegant waren. Das sollte uns übel bekommen!

Wir waren anscheinend die einzigen Fremden in dem festlich mit bunten Papierblumen geschmückten Saal. Niemand hörte man das Wörtchen „Sie“ in der Anrede: Karl, Wilhelm, Otilie, so schwirrte es durch den Raum. Die meisten tranken Bier. Da uns der Wirt besonders freundlich aufnahm, glaubten wir Wein trinken zu müssen. Die Mädchen warfen bewundernde Blicke auf uns, die Bauernburschen machten hämische Bemerkungen.

Als der Tanz begann, schied ich Kasimir vor. Er mußte ein besonders herziges, frisches Mädel auffordern und schwenkte auch tatsächlich mit der kleinen Lustigen ab. Doch da hätte man die Gesichter der Burschen sehen sollen! Einige rissen zwar noch Maul und Nase auf, denn Kasimir war ein Künstler und verstand es ausgezeichnet, seinem Mädel mit einigen Tritten, Tritten und Tönen die modernsten Tänze beizubringen. Sie begriff auch sehr leicht, gab sich Mühe; man merkte, sie wollte höher hinaus.

Bei der Damenwelt konnte sich mein Freund nicht retten. Schöne und Sphärische, Dide und Durre stürmten auf ihn zu. „Ach bitte, ich möchte es auch lernen!“ Kasimir tanzte mit allen, zog aber immer wieder seine erste Partnerin vor, während ich es vorzog, den Wein auszutrinken und Beobachtungen zu machen, denn mir schwante ein Unglück. Mondkalb-Rimny, Jbioten-Fogtrott, Galunken-Jazz — alles studierte er der Kleinen ein, und die beiden wurden immer vertraulicher.

Die Musik — ein Klavierspieler, der für den Schläger das selbe bedeuten mußte wie Edwin Fischer für klassische Interpretationen — begann gerade „Mumpelstülchen“ zu hämmern, da passierte es: ein Gedränge um die beiden, ein Fall, Lachen, Brüllen, Brüllen, Schimpfen, Gehehen — und Kasimir lag mit der Bauernschönheit auf dem gebückten Boden. Ein stämmiger Knecht stand drohend vor ihm, die Hemdsärmel aufgestrempelt, die Fäuste geballt, vor Wut köpfend, von Enttäuschung entsetzt.

„Ich werde euch helfen, mir die Narre auszuspannen! Ich schlag euch die Knochenkaput! Lotie, steh auf! Du kommst hierher! Laß den Stadted laufen!“

Der Wirt trat schlichtend dazwischen. Wir verschwanden, wollten nach Hause pilgern, nicht gerade in helbischer Stimmung. Aber Kasimir lachte. „Ich gehe noch nicht heim! Siehst du dort hinten die Kirchhofsmauer? Heute abend um 10 Uhr werde ich dort dorthin treffen. Ich soll Ihr noch durchaus den Frühlingstag-Brat bringen. Sie will es. Es wird sehr nett werden.“

Am nächsten Morgen rief Kasimir mich telephonisch an. „Willst du mit nach Klein-Rauterstein? Lottchen ist süß, so süß! Du sollst sie kennen lernen. Du, — für sie nehme ich es mit allen Frauenbüscheln der Welt auf. Das herrlichste Geschöpf! Und tanzen kann sie jetzt! Die Pawlowa ist Stümper-tum dagegen . . .“
Ich merkte, daß Kasimir verrückt geworden war und hängte ein.

Hokuspokuschronik.

Die Zunahme des Aberglaubens.

Bedeutende Kulturpolitiker und Pädagogen stellen fest, daß der Aberglaube in allen europäischen Ländern im Zunehmen begriffen ist. Man hat Hunderttausenden den Glauben an Gott fächerlich gemacht, nun sucht der vergewaltigte Menschengestalt auf allerhand Irr- und Abwegen seinen Drang nach dem Ueber-sinnlichen zu befriedigen. Je krasser und unwahrscheinlicher das vermeintliche „Mirakel“ auftritt, je toller es die verschiedenen Gespensterseher und Geisterbeschwörer treiben, desto sicherer die Wirkung. So weiß Frankreich, das Vaterland der Madame Lenormand und der berühmten Madame de L'Herbes, seit einiger Zeit eine wahre Hochkonjunktur der Wahrsagerinnen, Kartenaufschlägerinnen und anderen Sibyllen auf. Diese Damen gehören oft besten Gesellschaftskreisen an und betreiben ihr Handwerk mit allem wissenschaftlichen Nützlichkeit der Gegenwart. Sie bezeichnen sich als „Ratgeberinnen in verwickelten Lebenslagen“ und teilen auf ihren Karten mit, daß sie Psychoanalyse, Astronomie, Anatomie und Theosophie studiert haben. Diese Weisheit hindert sie aber nicht, armen Dienstmädchen, Verkäuferinnen das Geld aus der Tasche zu locken. In Paris standen innerhalb einer Woche fünf solcher Prophetinnen vor Gericht. Zwei davon verdienten viel Geld, indem sie einen „Verkehr mit dem Jenseits“ vermittelten. Eine von ihnen besaß zehn Katzen, aus denen ganz nach Bedarf die Geister von Angehörigen ihrer Klienten sprachen. Die Katzen gaben auch durch Bewegungen und Miauen Zukunftsorakel.

Am größten war der Standal wohl in Lyon, wo eine Wahrsagerin, die nur Madame Isabelle genannt wurde, die ganze Stadt zum besten hielt. Sie betrieb zugleich einen gutgehenden Schönheitsalon und ließ ihren Besucherinnen während des Ondulierens und Manikürens Karten aufschlagen. Ihre Konsultation um 100 Franken erfolgte in verdunkeltem Salon unter Zymbalschlägen. Es materialisierten sich Napoleon, die Jungfrau von Orleans, Diderot und ein Hausgeist namens Jerome, die durch den Mund von Madame Isabelle Ratschläge und Prophezeiungen gaben. Zu den Kunden zählten Deputierte, Professoren und Sportsleute gehört haben. Durch den Streit mit einer Dame, die, in ihren Heiratsaussichten betrogen, die 100 Franken nicht zahlen wollte, kam es zu einer Gerichtsverhandlung, in der halb Lyon zur Zeugnenschaft vorgeladen war. Und das in der Stadt, aus der der sozialistische Unterrichtsminister Herriot hervorgegangen ist.

Nach das aufgeklärte Deutschland und das helle Berlin ist heute abergläubischer als zur Zeit des großen Kurfürsten, der bekanntlich Kartenausschläger mit Stockschlägen bestrafte. Es wird behauptet, daß in Berlin gegen 4000 Hypnotiseure, Magnetiseure, Telepathen, Chiropastiker usw. ihr lichtleeres Geschäft betreiben und in der sogenannten guten Gesellschaft ihre zahlungskräftigsten Kunden haben. Einer dieser Selben, ein früherer Maurergehülfe namens Weizenberg, verfügte über eine festorganisierte Gemeinde von tausenden Anhängern, die im Krankheitsfalle nie einen Arzt zu Hilfe riefen, sondern sich von dem „großen Vater“ Weizenberg die Hände auflegen ließen. In seinem Dienste hatte W. ein dunkles Individuum, das unter dem Namen „Dr. Capinisch, Doktor der Philosophie im Auslande“ in den Berliner Vororten „Aufklärungs-vorträge“ für die Heilmethoden seines Meisters hielt. Da die Frau eines bekannten Berliner Geschäftsmannes infolge der hypnotischen Kuren Weizenbergs in schwere Nervenstörungen verfiel, wandert der Wunderarzt jetzt gleichfalls ins Gefängnis.

Schauerlich klingen die Nachrichten von abergläubischen Mitten in Rußland, die häufig die Form geistiger Krankheiten annehmen. So heißt es in französischen Zeitungen, daß in Dörfern der Kreim das Flagellantentum wieder auflebt und Familienmitglieder sich gegenseitig unter allen möglichen Zeremonien halbtot schlagen, um einander von der Besessenheit durch Dämonen zu befreien. Noch seltsamer ist der Gespensterglaube. In Ussurin sah Bauern auf freiem Felde hundert Weißgeleibete zu Fuß vorbeiziehen, an ihrer Spitze war der Zar, die Hand auf seine von Äugeln durchbohrte Brust gelegt. Im Moskauer Kreml aber geistert des Nachts Iwan der Schreckliche und droht dem roten Wachtposten mit seinem Stod. Man denke — im roten Moskau.

Aus aller Welt.

Jazzmusik und Herzleiden. Ein amerikanischer Arzt, ein Nervenpezialist, Dr. Ch. Zellwien, behauptet, daß eine enge Verbindung bestehe zwischen der Jazzmusik und den immer mehr sich häufenden Herzkrankheiten. Die Jazzkomponisten, so sagt der Arzt, sind alle herzkrank. Sie haben in ihre Musik unbewußt den Rhythmus ihres eigenen kranken Organs hineingelegt. Dr. Zellwien fügt noch hinzu, daß bei einer Untersuchung von verschiedenen Komponisten moderner Musik — Gips-Jazz — festgestellt wurde, daß sie herzleidend sind. Der Rhythmus dieser Musik aber ruft bei den Tanzenden auch Herzleiden hervor.

Beschneiden des Flieders nach der Blüte. Der Fliederstrauch mit seinen duftenden Blüten verlangt nicht den allerbesten Boden; er ist jedoch sehr dankbar, wenn er jedes Jahr beschnitten wird. Im Gegensatz zu anderen Bäumen und Sträuchern, deren Beschneiden im Frühjahr am besten, und zwar unmittelbar nachdem die letzten Blüten verwelken oder abgenommen worden sind. Wenigstens das Hauptbeschneiden sollte bei diesem Strauch stets auf diese Zeit verlegt werden, möge er ein nochmaliges Auslichten der Zweige auf den Herbst oder Winter verlegt werden kann. Ganz besonders bei den am frühesten blühenden Fliederarten empfiehlt sich dieses Verfahren. Manchmal dürfte ein schwaches Blühen auf das Beschneiden zur unrichtigen Zeit zurückzuführen sein.

Ein Wunderkind. In Brager Merzkreisen ist eine lebhaft Debatté entstanden über die körperlichen und geistigen Hintergründe eines fünfjährigen Wunderkindes, Emerich Ivanka, das bereits glänzend Schach spielt und in der höheren Mathematik Bescheid weiß. Vorläufig steht man dieser Höchstleistung auf intellektuellem Gebiet noch ohne Erklärung gegenüber.

200 000 Menschenopfer infolge Naturereignissen im Jahre 1927. Wie Statistiker errechnet haben, hat das an schrecklichen Naturereignissen so reiche Jahr 1927 nicht weniger als rund 200 000 Menschenleben gefordert. Davon kommen auf Erdbeben 120 000 Menschen; allein in der chinesischen Provinz Kansu fielen dem Erdbeben 110 000 Menschen und dem Erdbeben in Japan 9000 Personen zum Opfer.

Aus unserem Raritätenkasten.

1. Das Taschentuch kam zuerst in Venedig auf. Und zwar zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde es in Deutschland eingeführt. Damals diente es als Luxusartikel. Mit der Verfeinerung der Sitten wurde es glücklicherweise Gebrauchsartikel.

2. Ein Eisberg, der 100 Meter über dem Meeresspiegel emporragt, taucht um das Siebenfache seiner oberen Länge in das Meer hinab.

3. Der in den Flußmündungen der nordpazifischen Rüste von Nordamerika lebende „Kerzenfisch“ ist so außerordentlich ölhaltig, daß die Indianer die ihn fangen, durch den toten Fisch einen Docht ziehen und ihn wie eine Kerze brauchen.

4. Hans Sachs der „Schuhmacher und Poet“ soll ein großer Katzenfreund gewesen sein. Er wurde auch von einem Zeitgenossen mit einer Katze auf dem Pult gemalt.

5. Der Sultan von Lahore ist ein direkter Nachkomme Alexander des Großen.

6. Der beste Tee kostet in China nur rund 25 Pfennig das Pfund.

7. Eine Nähmaschine näht in 10 Arbeitsstunden rund 500 Nr.

8. Uncle Sam (englisch: Uncle Sam) ist eine scherzhafte Bezeichnung der Amerikaner, deren Ursprung mit Sicherheit nicht nachweisbar ist. Vielsach wird behauptet, daß Uncle Sam aus einer wichtigen Deutung von U. S. Am. gekürzt für United States of America entstanden ist.

9. Der Mond ist als Vollmond achtmal heller als im letzten Viertel.

10. Leuchtzifferblätter werden außer bei Uhren auch bei Kompassen, Meßinstrumenten und Geschützrichtgeräten verwendet. Statt der teuren Radiumpräparate nimmt man neuerdings Ersatzstoffe, z. B. das jüngst entdeckte Mesothorium.

11. James Watt kennen wir hauptsächlich als den Erfinder der Dampfmaschine und des Kondensators. Er hat aber auch die für die Handels- und Geschäftswelt unentbehrlich gewordene Briefpresse erfunden und ist Gründer des einheitlichen Maß- und Gewichtssystems.

12. Eine offene Gasflamme verzehrt in einer Stunde so viel Sauerstoff aus der Luft, wie fünf Menschen zum Atmen brauchen.

Fröhliche Ecke.

Die Rundfrage. Vor einiger Zeit fragte ein italienisches Blatt seine Leser: „Welche Bücher haben Ihnen in Ihrem Leben am meisten fortgeholfen?“ — Ein Leser schrieb: „Das Kochbuch meiner Mutter und das Schachbuch meines Vaters.“

Wortstreit. Hauswirtin (zum Mieter, der mit der Miete im Rückstand ist): „Wo bleibt denn Ihre Zahlung für den letzten Monat? Sie lassen sich ja gar nicht bilden?“ — Professor: „Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, ich bin ein ruhiger Mieter, von dem Sie nichts hören und sehen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.